

Neue Bücher

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **15 (1914-1915)**

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



NEUE BÜCHER



ENRICA V. HANDEL - MAZZETTI. *Brüderlein und Schwesterlein*. Ein Wiener Roman. 1913. — *Stephana Schwertner*. Ein Steyrer Roman. 1912–1914. (Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten und München.)

Als Enrica v. Handel-Mazzetti vor vierzehn Jahren mit ihrem *Meinrad Helmpberger* hervortrat, erkannten berufene Richter wie Rich. M. Meyer und Julius Rodenberg sogleich, dass sich da ein bedeutendes dichterisches Talent einen Wechsel auf die Zukunft ausstellte. Der zweite große Roman der Handel, *Jesse und Maria* (1906), übertraf selbst hochgespannte Erwartungen, und endlich durfte (1909) die „Deutsche Rundschau“ das opus drei, die *Arme Margaret*, als gewichtige Fracht an Bord nehmen. Eigenart und Bedeutung der Dichterin ließen sich aus diesen drei Romanen, neben denen eine wuchtige Ballade *Deutsches Recht* einherstampfte, ohne Mühe bestimmen: die feine und verschwenderisch reiche Kunst der Charakterzeichnung, der kraftvoll pochende epische Schritt der Handlung, die Fülle und Mannigfaltigkeit der Gefühlsregister verrieten eine ganz seltene Begabung, und die Beschränkung auf religiöse Konflikte mit kulturgeschichtlichem Hintergrund zeugte, wenn sie auch auf die Dauer zu ermüden drohte, von aner kennenswerter künstlerischer Selbstzucht. Und so stark war die Wirkung, die von diesen drei großen Werken ausging, dass nicht einmal das dilettantische Geklimper, das sich zwischen hinein gelegentlich hören ließ, sie zu schmälern vermochte. All die lebenswürdigen kleinen Belanglosigkeiten, die Enrica v. Handel wohl auf das Drängen übereifriger Freunde ihrem Schreibtisch hat entflattern lassen, mag man als Dokumente zur Entwicklung eines einzigartigen Talentes gelten lassen; der Roman *Brüderlein und Schwesterlein* dagegen, der ihrem vierten Hauptwerk

den Weg pfeifen sollte, hat, wie mir scheint, das Recht auf solche Nachsicht verwirkt. Der Hinweis darauf, dass die Erzählung eine nur um die beiden Schlusskapitel ergänzte Jugendarbeit sei, bedeutet einen Trost und einen Vorwurf zugleich: einen Trost für den Leser, weil er der Vermutung eines jähen Niederganges zuvorkommt, einen Vorwurf für die Dichterin, weil es unnötig und unklug war, ihren künstlerischen Kredit durch die Preisgabe eines so mangelhaften Versuches zu gefährden. Trotzdem es sich hier nicht um den offenen Kampf zwischen Katholizismus und Protestantismus handelt, fordert dieser Roman aus dem Wien unserer Tage weit mehr als seine Vorläufer den Widerspruch des Nichtkatholiken heraus, denn zum erstenmal stellt sich die Kunst Enricas v. Handel, bestimmt nicht mit Wissen und Willen, in den Dienst einer Tendenz. Vielleicht kommt dies dem eifertigen Leser nicht deutlich zum Bewusstsein: die kleine Rita Kürschner, die mimosenzarte Tochter eines Wüstlings und seiner kongenialen Gattin, weigert dem geilen Prasser Armin v. Lorenzen gewiss mit Recht die Hand, trotzdem der Abgewiesene das Schicksal ihrer Eltern in der Hand hat: sehr unsaubere Streiche ihres Vaters wird er ausschwatzen, und er wird sein immerhin ziemlich robustes Gewissen auch bestimmt nicht durch ein falsches Zeugnis belasten, um Kürschners ein Millionenerbe zu sichern. Und kann man es dem Seelchen verargen, wenn es sich aus dieser verpesteten Luft in die weihrauch- und blumenduftgeschwängerte Atmosphäre des Klösterleins zurücksehnt, wo es, sorgsam betraut von révérènde mère, so wonnige Jungmädchenjahre verträumt hat? Dennoch fehlt der Handlung die Überzeugungskraft. Auch der Protestant muss es verstehen, dass der kleine Edwin Mac Endoll, nachdem ihm die evangelische Inquisition den Vater, das Schick-

sal die Mutter geraubt, schließlich in die Arme des lieben Meinrad Helmpberger eilt; sein Erleben und die geschichtlich bezeugte furchtbare Roheit des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts rechtfertigen sogar einen so schroffen Glaubenswechsel, aber wir glauben der Gegenwart nicht zur Hälfte, was wir der Vergangenheit verzeihen. Die grauenhafte Verkommenheit dieser Gesellschaft ist eine zu billige Folie für Ritas Herz-Jesu-Frömmigkeit, die das Kloster von vornherein „zehn-, nein tausend-, nein millionenmal schöner“ findet als alle sogenannte irdische Lust und an der aufgedunsenen Leiche des vertierten Großvaters in masochistischen Gefühlen schwelgt. Der Roman erhärtet J. V. Widmanns Vermutung, Enrica v. Handel, ein „feines mittelalterliches Gespenstlein, das sich zufällig in die Sonne des zwanzigsten Jahrhunderts verirrt“ habe, wurzle zu fest in einer versunkenen Welt, als dass sie uns je ein Werk schenken werde, das die Züge unseres Zeitalters trage; die souveräne Beherrscherin der Vergangenheit werde keine neuen Kulturwerte zu schaffen vermögen.

Mit gesteigerter Erwartung, aber doch etwas erschüttertem Vertrauen greifen wir zu ihrer jüngsten Dichtung, dem dreibändigen Prosa-Epos *Stephana Schwertner*, das uns wieder in die eigenste Heimat ihrer Kunst, in die Zeit der österreichischen Gegenreformation zurückführt. — Joachim Händel, der reichste und mächtigste Mann im Steyrerland, garantiert zwar am Tage seiner Wahl zum Richter von Steyr die Gleichberechtigung der Konfessionen, benützt aber, unterstützt von seinem Sohn Heinrich, dem Hauptmann der Stadtschützen, jede Gelegenheit dazu, die Katholiken zu schikanieren und ihnen unter nichtigen oder doch dürftigen Vorwänden eine Kirche nach der andern zu entreißen. Und die Katholiken ducken sich; nur der Mönch Albertus

wagt es, dem übermächtigen Ketzer zu trotzen, und tapfer steht ihm ein Weib zur Seite, halb Mädchen, halb Jungfrau, die Schwertner Steffi, die älteste Tochter der eben aus Admont zugezogenen Wirtin von Steyrdorf.

Wie die Pest die Stadt bedroht, verbietet Händel mit Recht alle Zusammenrottungen und Prozessionen; dennoch veranstalten Albertus und Stephana einen Bittgang nach einer Gnadenstätte mitten im Pestland, aber der junge Händel fängt das Häuflein ab und führt die beiden Hauptschuldigen vor seinen Vater, der den Mönch aus der Stadt verbannt und dem geistlichen Gericht überantwortet, während Stephana, die dem Hauptmann mit der Fahnenstange das — Schwert zerschroten hat, wie eine Dirne zwei volle Stunden am Pranger stehen soll. Wie aber Heinrich die gemarterte Unschuld blutend im Eisen hängen sieht, umbrandet von unflätigen Spottrufen, da packt ihn plötzlich das Mitleid: er holt sie vorzeitig vom Pranger herab und bringt sie in Sicherheit, und sein Vater muss ihm die eigenmächtige Tat schließlich doch verzeihen, denn er allein vermag den plötzlich emporlodernden Aufstand in Steyr niederzuzwingen. Während am Osterfest unter freiem Himmel ein serviler Prädikant Herrn Joachim Händel als den Erlöser der Welt feiert, pflegt der gefangene Albertus im Turm beim Klostergarten heimlich einen pestkranken Landstreicher, der den wachsamen Steyrerschützen zufällig entwischt ist, und Stephana bringt ihm für den Sterbenden das Sakrament, weil Pater Ertelius, der einzige Mitwisser, den gefährlichen Gang nicht wagt. Seit der junge Händel die Gefolterte in den Armen hielt, weiß er, dass er sie glühend liebt; ihr Bild begleitet ihn auf der Fahrt an den Kaiserhof nach Wien und wappnet ihn gegen die Attacken einer ungrischen Frau Potiphar; Stephana zuliebe bittet er den Steyrer Katholiken vom Kaiser eine

Kirche; er sagt sich von dem tödlich gekränkten Vater los und stürmt auf seinem roten Satan nach Steyr zurück, aber Stephana, deren reines Herzchen sich jeder irdischen Neigung verschließt, weist ihn ab. Ein Brief seines Vaters raubt ihm das Vertrauen in ihre Keuschheit — er hat ja selbst in der Ostermontagnacht den elfischen Mönch aus dem Turm von Garsten gleiten sehen, und Stephana darf sich nicht rechtfertigen und das Geheimnis des Sakramentes preisgeben, damit der Richter den verwesenden Leichnam nicht ausscharren lässt und dadurch selbst der Pest die Tore auftut — da stößt er in wahn-sinnigem Hass der Geliebten den Dolch in die Brust. Der Vater muss den Mörder zum Tod durch Henkers Hand verurteilen; aber seine getreuen Schützen ersparen ihrem Hauptmann den schimpflichen Gang aufs Schafott: sie schießen ihn aus Mitleid und übergroßer Liebe nieder, und der Sterbende empfängt, nachdem er den angestammten Glauben abgeschworen, aus der Hand des Priesters Albertus die letzte Wegzehrung. Die Macht des Richters Joachim Händel ist durch ein unmündiges Weib zerbrochen, Steyr der katholischen Kirche zurückgewonnen.

Die Erzählungskunst Enrica's von Handel feiert in diesem jüngsten Werk neue, unerhörte Triumphe. Sie zeugt eine Menge ganz verschiedenartiger und doch klar gruppiertes Charaktere; sie wirbelt gewaltige Massen durcheinander, ohne die Herrschaft darüber auch nur einen Augenblick zu verlieren, und leiht mit derselben genialen Selbstverständlichkeit den intimen Familienszenen den vollen Zauber frauenhafter Zartheit: ihre wiederum stark mundartlich-archaisch gefärbte Sprache fängt das Getöse des Aufruhrs und den Lärm brüllender Trommeln ebenso sicher auf wie das Schluchzen brennenden Herzeleids oder das Gestammel seliger Verzückung. Unvergesslich haften in der

Erinnerung die Szenen um Kaiser Matthias: die Schilderung des Wiener Hofes in ihrer satten Farbenpracht und unbedingt überzeugenden geschichtlichen Echtheit, und vor allem die energische, in mächtiger Steigerung auf-rauschende und verheißungsvoll ausklingende Ouvertüre zum ersten Teil.

Und dennoch geht von diesem gigantischen Epos keine so starke Wirkung aus wie von den drei ersten Romanen der Dichterin; der erste Band reißt uns mit übermächtiger Kraft in den Strudel der Ereignisse, aber unsre Teilnahme flaut bald leise ab und verflüchtigt sich im letzten Teil zur lauen Bewunderung technischer Gewandtheit. Weshalb fehlt der Dichtung trotz ihrer außerordentlichen künstlerischen Qualitäten, die selbst die ungewöhnliche Länge durchaus rechtfertigen, das unmittelbar Pakkende, das Hinreißende? Antwort: weil sie sich dem Nichtkatholiken immer deutlicher als ein Plaidoyer für den Katholizismus entpuppt. Allzu hitzige Glaubensgenossen haben Enricas von Handel ehrliches Streben nach künstlerischer Gerechtigkeit vor wenigen Jahren damit quittiert, dass sie die glühend Fromme des Modernismus und ähnlicher Greuel verdächtigten; sollte „Stephana Schwertner“ einen künstlerischen Gang nach Canossa bedeuten? Im *Meinrad Helmpberger*, in *Jesse und Maria*, in der *Armen Margaret* senken die religiösen Bekenntnisse ihre Wurzeln tief hinunter in die Sphäre elementarer menschlicher Gefühle; sie erscheinen vor allem als die mystische Erhöhung und Verklärung der Kindes- und Elternliebe: „wie Gott mein Mütterlein hat sterben lassen, hat er mir Maria zur Mutter gegeben“, bekennt Edwin Mac Endoll; Maria Schinnagelin kämpft für die im hässlichsten Madonnenbild verkörperte Mutterliebe, und der armen Margaret ist der protestantische Glaube als das Vermächtnis ihres Vaters heilig. Im Steyrer Roman dagegen werden die

Konfessionen auf sich selbst gestellt; der Konflikt zwischen Katholizismus und Protestantismus ist eine reine Machtfrage, und der unfassbar steckköpfige Fanatismus, in den die Dichterin den alten Händel hineinsetzt, hat ebenso wenig überzeugende Kraft wie Stephanas legendenhaft kühle Heiligkeit. Da muss der Protestantismus freilich als Inthronisation der menschlichen Unvollkommenheit erscheinen: was Händel spricht, spricht Gott; er lässt sich „Herr Herr“ anreden, und der Christus für das evangelische Gotteshaus muss *seine* Züge tragen! Wie Julian in Ibsens *Kaiser und Galiläer* bezieht er das Gebet der Gläubigen: „Dein ist das Reich und die Macht und die Herrlichkeit“ auf sich selbst. Die Protestanten liegen vor Menschen auf den Knien, die Katholiken nur vor Gott und seinen Heerscharen — das wäre vielleicht die Formel für den Gegensatz zwischen den beiden Konfessionen, wie er sich in diesem Roman auswirkt. Es stand natürlich ganz im Belieben der Dichterin, ihren Glauben durch die Heldentat des Mönches zu glorifizieren; damit ist nicht widerlegt, dass dem wirklichen Protestantismus dieselbe heldengebärende Kraft innewohnt. Und wer in Joachim Händel nicht *den* Verteidiger echtprotestantischer Sittlichkeit anerkennen kann, der empfindet auch das Finale mit dem jähen Glaubenswechsel Heinrichs nicht als innere Notwendigkeit, sondern als dürftig verschleierte Willkür; das plötzliche Umkippen seiner unzweideutig irdischen Liebe zu Stephanana in eine ebenso inbrünstige Hinnéigung zu ihrem religiösen Bekenntnis ist entweder eine glatte Unmöglichkeit oder ein schöner Selbstbetrug; Maria macht auch nicht den freilich für sie besonders widersinnigen Versuch, das klopfende Gewissen durch einen Glaubenswechsel zu narkotisieren, und ihr Opfer Jesse darf auf dem Weg zum Blutgerüst das Haupt vor dem Ma-

donnenbild neigen, ohne dem Glauben seiner Mutter auch nur einen Augenblick untreu zu werden.

Die Entwicklung Enrica's v. Handel beweist, daß selbst die höchste künstlerische Potenz eine ausgesprochene konfessionelle Gebundenheit auf die Dauer nicht aufzuheben vermag; wirkliche Toleranz setzt ein gewisses Maß religiöser Gleichgültigkeit voraus: trotz der versöhnlichen Grundstimmung jenes Kapitels in seinem Roman *Berge und Menschen* steht auch für den weitherzigen Heinrich Federer der polternde Kaplan dem Throne Gottes näher als der feingebildete protestantische Pfarrer mit all seiner klingenden Beredsamkeit. Die Religiosität der Katholikin braucht den Gegensatz, um sich fortwährend daran wund zu schürfen; jene stille, satzungslose, in sich selbst selige Frömmigkeit, die die Legende der Pfarrersfrau Agnes Günther: *Die Heilige und ihr Narr* ausatmet, ist ihrem innersten Wesen durchaus fremd. — Nur die vollendete literarische Einsichtslosigkeit wird der Erzählerin Enrica v. Handel-Mazzetti, ihrem gewaltigen dichterischen Können, den Respekt versagen; doch ihre „Stephana Schwertner“ bestimmt die Grenzen ihres Talentes als überzeugende Bestätigung ihres eigenen Bekenntnisses: „*Meine Kunst liegt auf den Knien vor dem Tabernakel.*“

MAX ZOLLINGER

MAJOR PRISI, *Soldatische Dienst-auffassung und Dienstbetrieb*. Bern, Semminger 1914.

Die Vorrede dieses Büchleins ist vom Februar dieses Jahres datiert, also ein halbes Jahr *vor* dem Krieg; aber der Vortrag des schweizerischen Bataillonskommandanten an seine Offiziere erhält durch die Mobilisation und den Krieg, der seither zur Wirklichkeit geworden ist, seine Bedeutung weit über diesen Kreis hinaus. Wie viele, die nun unvermutet in unserem Lande unter die

Waffen getreten sind, finden hier eine Orientierung über ihre nächste Aufgabe in frischem, männlichem Ton, wie er dem Militär so wohl ansteht. Der Verfasser schickt seinen Darlegungen über den Dienstbetrieb einige Worte über die wahre Auffassung vom Dienst voraus. Er spricht als überzeugter Militarist, der — wie merkwürdig recht haben ihm die Ereignisse nun gegeben! — den europäischen Krieg in aller nächster Zeit kommen sieht und den als Träumer verlacht, der auf den Frieden hofft. Diesem Gedanken an den Krieg, der für Prisi nicht der Inbegriff aller Greuel, sondern ein naturnotwendiges reinigendes Gewitter sein wird, muss die ganze Auffassung vom Dienstbetrieb untergeordnet sein. Das bedeutet Kampf gegen alle Schlawheit, gegen alle Scheinarbeit, gegen alle *falsche* Rücksicht auf bürgerliche Verhältnisse der Diensttuenden, und Einsetzen aller Kraft zur Erlangung der Kriegstüchtigkeit. Rücksicht auf berechnete Bedürfnisse der Mannschaft, die in der Natur ihrer Lage begründet sind, schätzt dagegen der Verfasser durchaus nicht gering ein, wie aus seinen Ausführungen über die

Fürsorge des Offiziers für schwächliche und erschöpfte Leute (S. 37) und über die Achtung des Vorgesetzten vor dem Ehrgefühl des Soldaten (S. 57 f.) hervorgeht.

Die Schrift Prisi lehrt uns einen Berufsoffizier kennen, der mit ganzer Seele, mit Begeisterung an seiner Aufgabe arbeitet, das schweizerische Heer zur Kriegsbereitschaft zu erziehen. Auch wer seine Anschauung von der Heilsamkeit und Notwendigkeit des Krieges nicht teilt, wird die Aufrichtigkeit und Ganzheit seines Strebens anerkennen. Offiziere, die in diesem Sinn ihren Dienst auffassen und ihre Mannschaft ausbilden, werden trotz der Strenge, die sie an den Tag legen, niemals jene Bitterkeit gegen den Militärdrill aufkommen lassen, die da und dort ein Soldat vom Waffenplatz heimbringt; ein solcher Dienstbetrieb, wie ihn der Verfasser anstrebt, wird am ehesten geeignet sein, stramme Zucht und ehrliche Begeisterung für den Militärdienst unter Offizieren und Mannschaft zu wecken, weil er das wahre Ziel derselben unverwandt vor Augen hat. TH. G.



APHORISMEN



In den Gebieten, welche uns beide insbesondere angehen, sah es zur Zeit, da Sie jung waren, vollends aber zu der Zeit, da ich jung war, ganz anders aus als jetzt; die ideale Schönheit als Ziel aller Kunst verstand sich noch von selbst, und der Wohllaut war noch eine Bedingung des Schaffens. Seither ist das Leben überhaupt unendlich viel großstädtischer geworden, und den früheren kleinern Wirkungsstätten ist der Geist entzogen. In den großen Städten aber werden Künstler, Musiker und Poeten nervös, alles wird wilde eilige Konkurrenz, und das Feuilleton spielt dazu auf. Die wirklich vorhandene Menge und Höhe der Begabungen ist ganz außerordentlich groß, aber es kommt mir vor, mit Ausnahme des jeweiligen, oft kleinen fanatischen Geleites, freue sich niemand mehr recht an dem einzelnen Werk.

JAKOB BURCKHARDT

(Briefwechsel mit Heinrich von Geymüller aus dem Jahr 1891.)

Verantwortlicher Redaktor: Prof. Dr. E. BOVET.